Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1911)

Rubrik: Schauspielabende

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wegen meiner persönlichen Beziehungen zu Heinrich Zschokke beschränkte ich mich darauf, zu prüfen, wie das *Tatsächliche* behandelt ist und wie die Beweise geführt werden, und versagte mir, Werturteile zu kritisieren. Naturgemäß wurde ich so mehr auf den historisch-biographischen Teil geführt und hatte den literarischen, wo jene vorwiegen, zu meiden. Indem ich mich strikte dieser notwendigen Beschränkung unterzog, sah ich nicht voraus, dass meine persönlichen Beziehungen gleichwohl gegen mich ausgespielt würden. Ist es denn nicht natürlich, dass für das Andenken eines hartangegriffenen Mannes gerade ein Nachkomme eintritt, sofern dieser in der Lage ist, es unter Vermeidung subjektiver Gesichtspunkte zu tun?

Herr Professor Dr. H. Maync hat es mir sodann als Ungerechtigkeit angerechnet, dass ich über die Anerkennungen, welche die Dissertation enthalte, hinweggegangen sei. Da ich, wie bemerkt, Werturteile überhaupt außerhalb der Diskussion ließ, so blieben natürlich auch die Anerkennungen auf der Seite. Ernsthafter Wille, gerecht zu sein, hätte übrigens ganz andere Gelegenheiten gefunden. (Zum Beispiel die Feststellung, dass die Dramen, die Kleist 1801 vorlas, sich erst in Anfangsstadien befanden; die Untersuchung, ob und wie weit der Wunsch der Verteidigung gegen heftige Angriffe Veranlassung der Selbstschau war; Herkunft, Erziehung, Ausbildung, Befangenheit im Rationalismus hätten zur Erklärung, aber nicht zur Belastung verwendet werden müssen etc.) —

Ganz gewiss war auch Heinrich Zschokke nicht ohne Fehler; wie hätte das gerade bei einem Manne sein mögen, der von Anfang an seinen Weg selbst suchen musste? Nicht in dem törichten Glauben, ihn gegen alle und jede Vorwürfe schützen zu müssen, habe ich zur Feder gegriffen, sondern weil es mir um die Wahrheit zu tun war, die mir und seinen Nachkommen allen einzig wert ist. Wenn Vorwürfe erhoben werden, dann dürfen wir einen auf vorurteilsloser Prüfung gegründeten Nachweis verlangen; gehässigen Entstellungen entgegenzutreten, wird unsere Pflicht und unser Recht bleiben.

Damit ist für mich die Sache erledigt.

AARAU, 24. Mai 1911. Dr. ERNST ZSCHOKKE.

□□□

SCHAUSPIELABENDE

Die Sommersaison im Pfauentheater lässt uns noch erwünschte Novitätenreize genießen. Von zweien soll hier die Rede sein.

Frederik *van Eeden*, der Niederländer, hat sich als Erzähler bekannt gemacht. Als Dramatiker lernten wir ihn nun kennen. *Ysbrand* betitelt sich seine vieraktige „Tragikomödie", die eine Dame ins Deutsche übertragen hat. Ob dem Stück eine Novelle zugrunde liegt, ob es von Anfang an als Bühnenwerk gedacht war, darüber weiß ich nichts. Sicher scheint mir, dass die dramatische Literatur einen Zuwachs durch das Stück nicht erfahren hat. Ysbrand hat das Herz einer verheirateten Frau (entsinn' ich mich recht, so war er Hauslehrer bei ihren Kindern) entflammt, aber sie trennten sich vor jenem Abend, an dem man nicht weiter zu lesen pflegt. Doch leider

überwand die Frau diese Trennung nicht: sie wurde bald darauf tot aus dem Wasser gezogen. Von da an ward Ysbrand ein einsamer, scheuer Mensch, dessen wahres Leben nur in der Erinnerung an seinen Schmerz, im Liebesgedenken an die teure Tote besteht. Seine einzigen Freunde sind die Natur, der er sich pantheistisch schwärmerisch ans Herz wirft, sind ganz einfache Menschen, am liebsten Kinder, die in ihrem schlichten, unverkünstelt reinen Wesen noch vielfach der Natur so nahe vertraut sind.

Diotima nennt er seine tote Geliebte. Hölderlins Hyperion hat Ysbrand-van Eeden nicht umsonst gelesen. Man erinnert sich an die Schlußseiten der merkwürdigen, prachtvoll subjektiv geschwellten Prosadichtung: Diotima ist tot, Hyperion in die Welt hinausgezogen, nach Deutschland, dessen Menschen ihn so schwer enttäuschen; aber der Frühling hält ihn fest. „O Sonne, o ihr Lüfte, bei euch allein noch lebt mein Herz wie unter Brüdern! . . So gab ich mehr und mehr der seligen Natur mich hin und fast zu endlos. Wär' ich so gerne doch zum Kinde geworden, um ihr näher zu sein, hätt' ich so gern doch weniger gewusst und wäre geworden wie der reine Lichtstrahl, um ihr näher zu sein! . . Wie Eis zerschmolz, was ich gelernt, was ich getan im Leben und alle Entwürfe der Jugend verhallten in mir; o ihr Lieben, die ihr ferne seid, ihr Toten und ihr Lebenden, wie innig Eines waren wir! Einst saß ich fern im Feld, an einem Brunnen, im Schatten epheugrüner Felsen und überhängender Blütenbüsche. Es war der schönste Mittag, den ich kenne . . . Allein war meine Liebe mit dem Frühling und ein unbegreiflich Sehnen war in mir. „Diotima", rief ich, „wo bist du, wo bist du?" Und mir war, als hört' ich Diotimas Stimme, die Stimme, die mich einst erheitert in den Tagen der Freude — „Bei den Meinen", rief sie, „bin ich, bei den Deinen, die der irre Menschengeist misskennt". Ein sanfter Schrecken ergriff mich und mein Denken entschlummerte in mir. „O liebes Wort aus heil'gem Munde", rief ich, da ich wieder erwacht war, „liebes Rätsel, fass' ich dich?" „O du", so dacht' ich, „mit deinen Göttern, Natur! Ich hab' ihn ausgeträumt, von Menschendingen den Traum und sage, nur du lebst, und was die Friedenslosen erzwungen, erdacht, es schmilzt, wie Perlen von Wachs, hinweg vor deinen Flammen! . . . Auch wir, auch wir sind nicht geschieden, Diotima, und die Tränen um dich verstehen es nicht. Lebendige Töne sind wir, stimmen zusammen in deinem Wohllaut, Natur! Wer reißt den? wer mag die Liebenden scheiden?"

So lautet's beim Friedrich Hölderlin. Beim Frederik van Eeden erlebt und sagt Ysbrand, der Diotima-Anbeter, Ähnliches, ja Gleiches; nur sagt ers beim weitem nicht so schön, und er muss leider, leider eine Dramenfigur wenden, das heißt er muss mit seiner Naturschwärmerei, seinen geheimnisvollen Diotima-Dialogen, seinem Leben außerhalb aller Menschendinge in ein romanhaftes Geschehen hineingerissen werden. Das geschieht so. Ysbrand, der still und fügsam bei Verwandten lebt, die ihn selbstverständlich zum mindesten für einen Sonderling halten (er trägt freilich auch eine braune Kutte mit breitem blauem Stoffgürtel), macht auf einmal eine beträchtliche Erbschaft; er erfreut sich nämlich eines seit Jahrzehnten verschollenen Vaters (nicht Vetters) in Amerika, welcher Vater dann auf seinen Tod hin Geld nach Europa speit (eine bekanntlich in schlechten Büchern nicht gar seltene, erfreuliche Tatsache). Die Kunde von diesem Geld macht Ysbrand naturgemäß verflucht wenig Eindruck. Um so stärkeren den lieben Anverwandten, die nichts mehr befürchten, als dass dieses schöne Geld in

so sonderbare Hände gelangen und von diesen sehr wahrscheinlich nicht sorgfältig und liebevoll behandelt werden möchte. Es muss daher alles geschehen, um Ysbrand die Nutzung dieser Erbschaft zu entziehen. Man wendet sich an einen Irrenarzt. Da Irrenärzte für das Anormale solcher kuriosen Menschenkinder wie Ysbrand ein besonders scharfes Auge zu haben, zum Beispiel für laute Gespräche mit Abgeschiedenen, wie Ysbrand sie mit seiner Diotima führt, plausible Gründe in ihrer Geistesnormalienmappe nicht zu finden pflegen, tritt das Gewünschte ein: Ysbrand wird in der Irrenanstalt sein Dasein beschließen.

Warum uns das alles so furchtbar gleichgültig ist? Weil van Eeden seinen Helden uns nicht nahe zu bringen verstanden, ihn nicht lebendig greifbar zu machen verstanden hat. Das Beste liegt im Beiwerk; in der Schilderung der Verwandten-Kanaille um Ysbrand herum, dieser Aasgeier, die sich um das lockende Erbe versammeln, um es ja nicht frei zu geben. Diese Bande ist mit satirischer Komödienlaune gezeichnet. Von dem Titel Tragikomödie wäre somit der zweite Teil dem Stück zuzubilligen. Das Tragische hätte sich dann eingestellt, wenn in dem plötzlich zu Reichtum gelangten Ysbrand eine aktive Kraft lebendig würde, so dass ein wirklicher Konflikt zwischen dem Edeln und dem Gemeinen (vielleicht nicht nur in Beziehung auf seine Umgebung, sondern auch auf sein eigenes Innere) entstände. Aber dieser passive pantheistische Schwärmer, der zwischen seinem neuen Lebensideal und dem unerwarteten Geldsack drin steht fast wie Buridans berühmter Esel zwischen den Heubündeln, lässt eine tragische Stimmung nicht aufkommen.

Man greife wieder zum Hyperion und zu den Gedichten an Diotima!

* * *

In Frank *Wedekinds* Schauspiel *„Hidalla"*, das jetzt beiläufig sechs Jahre alt ist, steckt offensichtlich manch Autobiographisches. Schmerzliche Erfahrungen zucken auf und gerinnen zu bittern Sentenzen. Was ist im Grund der Kern des Stückes? Ein ernster Mensch wird nicht ernst genommen und geht an diesem Widerspruch von berechtigtem Selbstbewusstsein und berechnender Missachtung von seiten der Neunmalweisen, der Geschäftsmenschen, der Gemeinmacher idealen Wollens und Tuns zugrunde. Neue Gesetzestafeln der sexuellen Beziehungen will Karl Hetmann aufstellen, und der Kultus der Schönheit soll das oberste Gebot sein, das alles andere bedingt und normiert. Aber sie beschmutzen ihm diese Tafeln mit ihren unsaubern Auslegungen und lüsternen Erwartungen; sie machen einen Mode- und Reklameartikel daraus; sie verleugnen sie, sobald die materiell ihnen wohlempfohlene sogenannte gute alte Sitte der neuen Sittlichkeit gegenüber sich als ein mit Vorteil zu stützendes Gut anbietet. Von dieser großen Antithese erhält das Drama seine Bewegung, seinen geistigen Gehalt. Nicht alles ist so herausgebracht, wie man es vom künstlerischen Standpunkt aus möchte; das Sprungweise in Wedekinds Technik zerreißt hin und wieder die Zusammenhänge, oder verdunkelt sie doch. Die einzelne Szene, ja die einzelne Situation interesssiert den Dichter eigentlich mehr als der Kontext des Geschehens. Und die Komik nimmt gelegentlich so grimassierend-karikaturhafte Züge an, dass der Weg zum Ernst, auch zum Ernst der blutigen Ironie zurück nicht eben leicht zu finden ist. Aber ergreifende, geradezu großartige Einzelheiten bleiben fest haften, und der

Grundgedanke erhebt sich zum Schluss noch einmal zu einer wahrhaft erstaunlichen symbolischen Kraft: der geniale Sexual-Ethiker und Rasse-Ästhetiker wird von einem Zirkusdirektor als brillante Konkurrenznummer gegen einen singenden Schimpansen in einem andern Etablissement engagiert, und zwar für das Fach des dummen August. Und der Direktor, „Kommissionsrat" Cotrelly, setzt Hetmann die Funktionen eines dummen August auseinander: er kann nicht dumm genug sein, damit das Publikum nicht aus dem Lachen herauskomme; er kommt immer zur unrechten Zeit; er sieht niemals die Hindernisse. Hier richtet sich die Antithese des Dramas nochmals gewaltig voruns auf: das Genie des Neuerers, das dem Haufen, den Vielzuvielen, den Klugheits- und Sittlichkeitsnachtwächtern nur ein Ärgernis oder eine Torheit ist. Hetmann entzieht sich durch Selbstmord der Schmach dieses Antrages. Auf seinen Geisteszustand ist er übrigens vorher schon untersucht worden. Ihm wars nicht wie Ysbrand gegangen: die Ärzte hatten nichts Anormales an ihm gefunden. Ein neuer Hohn: die Irrenärzte erklären ihn für geistig gesund, aber die Welt hält ihn für einen Narren und möchte aus dieser Narrheit Kapital schlagen. So nützt ihm sein Geistesgesundheitsattest keinen Deut.

Hidalla oder die Moral der Schönheit: ist der Titel des Werkes, das Hetmann hinterlässt. Ideen Nietzsches funkeln auf. Auch sonst denkt man da und dort an den Bringer und Künder neuer Tafeln, dem der Hohn und die Wut nachgellten und der die furchtbare Qual des Alleinseins bis zum letzten auskostete und dessen gewaltiges, verpflichtendes Herrenmenschen-Ethos auf das Niveau einer gemeinen Sichausleben-Lehre herabgedrückt und als solche dem Vorwuf der Unsittlichkeit überantwortet wurde.

ZÜRICH H. TROG

ALBERT ANKER

1831—1910

Ein Künstler, den niemand für ein Genie hielt, das seiner Zeit vorauseilt und Tore zu neuen Reichen des Lebens erbricht; der aber von einem schönen Erfolge zum andern eilte: das war Albert Anker. Ein Mann, der nicht zum Schwert greift, aber auch nicht durch das Schwert umkommt, hat er kaum erheblichen Widerspruch erlebt; nie ist ein Kampf um den Wert seiner Kunst entbrannt. Ein Sanftmütiger und Friedfertiger, und doch kein Schwächling, kein Mittelmäßiger.

Wie der um zwei Jahre ältere Benjamin Vautier ist er auf der Grenze zweier Kulturen groß geworden. Als Theologiestudent hat er deutsche Wissenschaft und aus der deutschen Literatur jener Zeit Sentimentalität bis zum Überdruss in sich gesogen; als überaus solider Malschüler (in doppeltem Sinne) in Paris untadelige französische Kunstfertigkeit für Stift und Pinsel.

In Paris war er Schüler seines Landsmanns Gleyre, aber mit Ausnahme von ein paar ganz seltenen Bildern, die fremd in seinem Werke stehen, scheinen ganz andere Einflüsse auf ihn gewirkt zu haben. Courbet war damals der Meister, auf den die Jungen schworen; Millet stand vor seinen ersten Erfolgen. Gerade als diese eintraten, malte Anker sein Bild